



Bas Wielenga

# Der verlorene Sohn

Weshalb erzählt Lukas so ausführlich von ökonomischen Sachverhalten: vom Teilen des Erbes, von Migration, Vergeudung, Hungersnot, Gastarbeiter-schaft, Schweinezucht und von Tagelöhnern? Ich vermute, er versucht, seine Hörer/innen darauf aufmerksam zu machen, wie Menschen beispielsweise in der Weltwirtschaft verloren gehen können. Wie ein Schaf oder ein kleines Geldstück verloren geht, das ist klar. Aber wie Menschen verloren gehen und die Ökonomie so funktioniert, dass sie vor die Hunde gehen bzw. bei den Schweinen landen, und was dagegen zu tun sei, das muss ausführlich erzählt werden.

## Migration

Die Erzählung vom verlorenen Sohn (Lukas 15, 11–32) fängt als eine Migrationsgeschichte an. Sie fiel mir während einer Zusammenkunft im Nordosten Indiens ein. Damals beklagten Vertreter/innen einer älteren Generation, dass ihre Kinder nicht mehr auf dem Land arbeiten wollen, obwohl es in dieser Region noch genug Land für alle gibt. Die Jungen wollen Jobs in der Stadt, im Ausland studieren oder stehen Schlange vor dem US-Konsulat. Der jüngere Sohn träumt von der weiten Welt. Ihm wird es zu eng auf dem Familienhof. Es ist nicht die Not, die ihn zwingt. Es ist vielmehr die Freiheit der Weite, die ihn lockt. Das gibt es auch heute noch. Der weltumspannende moderne Tourismus lebt von dem Traum, so oft wie möglich oder zumindest einmal weit weg in ein fernes Land zu reisen.

## Das verspielte Erbe

Der Weg zur Verwirklichung der erträumten Freiheit führt manchmal über das zu Geld gemachte Erbe. Der jüngere Sohn fordert seinen Anteil an dem Vermögen des Vaters. Diese Forderung, zu Zeiten als der Vater noch lebt, repräsentiert nach von Jüchen den Bruch zwischen einer auf Hausgenossenschaft basierenden traditionellen Gesellschaft und der auf Akkumulation und Konsum orientierten neuen Warengesellschaft. Letztere war typisch für die globale Ökonomie der hellenistischen Zeit und des römischen Reiches.

Heute haben wir neue Verhaltensweisen entwickelt. Wir fordern und vergeuden nicht nur vorzeitig unseren Erbteil an den Ressourcen der Erde, sondern leben weit darüber hinaus auf Kosten anderer, nicht zuletzt zukünftiger Generationen. Holze die Wälder ab! Pumpe das Öl und das Grundwasser hoch! Verpachte und privatisiere das Flusswasser! Investiere und spekuliere in zukünftigen Ernten! So ermutigen uns die Entwicklungsberater und Bankiers, die Vorräte der Schöpfung in Geld umzusetzen und so schnell wie möglich zu verbrauchen: Immer mehr, nie genug! Wir leben heute in einer Wirtschaft, die auf Verschwendung schwört. Unsere Wirtschaft propagiert sich als eine, die Leben, Freiheit und Glück verspricht. In Wirklichkeit aber dient und führt sie zum Tode. Die Erzählung vergegenwärtigt uns dies. Die Träume vom Leben aus der Fülle und von der Freiheit verfliegen bald. Die Migranten stoßen auf die rücksichtslosen Gesetze des Marktes, auf Maßnah-

men der Mächtigen bzw. auf neue Mauern. Einige schaffen es durchzukommen und aufzusteigen. Für die meisten anderen wird es jedoch ein Abstieg, der bei den Schweinen endet, am Straßenrand oder draußen vor der Tür des einen oder anderen reichen Mannes.

## Einkehr – Umkehr – Rückkehr

Der weit gereiste Sohn „kommt zu sich selbst“ (Vs. 17) im fernen Land, bei den Schweinen, deren Futter zu teilen er begehrt. Aber es ist keiner bereit, ihm wenigstens davon zu geben. Da steigt in ihm die Erinnerung an das Vaterhaus, das er hinter sich gelassen hatte, hoch. Er erinnert sich an dessen Ökonomie des Teilens, in der sogar die Tagelöhner mehr als genug zu essen hatten. Diese Tagelöhner gehörten offensichtlich als Knechte zur Hauswirtschaft. Im Unterschied zu einer auf absoluten Privatbesitz basierenden Wirtschaftsordnung, die Menschen ausgrenzt, steht das Haus des Vaters, zu dem der Verlierer zurückkehren möchte, für eine traditionelle Ordnung, die das Leben aller Beteiligten sichert.

Allerdings erscheint diese Ordnung patriarchalisch, denn die Frauen bleiben unsichtbar in dieser Erzählung. Das Verhalten des Vaters wird aber so geschildert, dass es gerade einer Kritik der traditionellen patriarchalischen Rollenverteilung gleichkommt.

Es ist bezeichnend, zu welchem Zeitpunkt Lukas den Jungen „zu sich kommen“ lässt. Anhänger der Individualisierung würden es wahrscheinlich eher in dem Anfang der Geschichte wieder finden. Dort fordert der jüngere



Sohn sein Erbteil ein und verlässt das Haus. Er nimmt nicht länger auf die gemeinsamen Interessen Rücksicht, sondern macht sich als Individuum los, um zu tun, was ihm Spaß zu machen verspricht. Für Lukas dagegen kommt er zu sich, als er sich an den Vater erinnert, daran wie es in dessen Haus zugeht und wie es dort für alle Platz und Brot gibt. Der Vater steht hier nicht für Familie in engerem Sinne, sondern für das Haus als Wirtschaftseinheit und Lebensgemeinschaft für alle. Das Haus, vom Vater bis zu den Tagelöhnern, wird zum neuen Traum des Sohnes. Es erscheint als Ort, wo es genug Brot für alle gibt. Dazu möchte er gehören und sei es als Tagelöhner. Er will zurückkehren und kehrt deswegen um. Was heißt das? Soll hier Rückkehr zu einer patriarchalischen Bauernwirtschaft in einer Nische der globalen Ökonomie gepredigt werden? Wie verständlich und gut gemeint der Traum vom einfachen Leben sein mag, ist er nicht auch rückschrittlich bzw. Fortschritt hemmend?

Viele liberale Modernisierer, Marxisten und manche christliche Missionare haben die Träume von Kleinbauern und Subsistenzproduzenten so oder ähnlich eingeschätzt und abgeschrieben. Die sozialistischen und kommunistischen Visionen einer inklusiven Gesellschaft, in der es genug Brot für alle gibt, beerbten zwar in einer Weise jene alten Hoffnungen. Es wurde aber von den betroffenen Kleinproduzenten erwartet, dass sie ihre Basis aufgeben und zuerst Proletarier, Tagelöhner, werden sollten. Nur so gäbe es für sie eine Zukunft. Die vielfach totgesagten Kleinproduzenten gibt es immer noch. Jetzt soll ihnen im Prozess der Globalisierung der Garaus gemacht werden.

Ist das wirklich unaufhaltsam? Oder gibt es einen Weg der Umkehr zu einer Wirtschaft, die dem Leben aller dient? Die Erzählung ermutigt uns, Wege der Umkehr zu suchen, die zu einer Gesellschaft führen, in der sich Gott wie Mensch mit ihrem Hunger und Durst nach Gerechtigkeit zu Hause fühlen können.

### Der Vater

Wie verstehen wir den Vater in der Geschichte? Sozialökonomisch gesehen, ist er ein wohlhabender Bauer. Er hat Knechte in Dienst und erwirtschaftet ein Surplus, von dem gelegentlich ein Fest gefeiert werden kann. Ein armer verschuldeter Kleinbauer – wie es so viele gab und immer noch gibt – ist er auf jeden Fall nicht. Genauso wenig ist er wie der reiche Mann, der meint, er müsse Vorräte für viele Jahre anlegen, bevor er sich des Lebens freuen kann, und der deshalb seine Scheunen abbricht, um größere bauen zu können (12,16–21).

Zwischen reich und arm repräsentiert der Vater eine Schicht von Menschen, die genug zum Leben haben, um sich daran zu erfreuen. Wir kennen diese Schicht aus den Propheten und aus der Tora. Dort bildeten die auf ihrem Erbesitz lebenden, freien Bauern den handlungsfähigen Kern des Volkes. Sie standen unter schwerem Druck, als sich die Klassenspaltung ständig vertiefte und einerseits zur Bildung einer Schicht von reichen Großgrundbesitzern und andererseits zu einer Schicht von verschuldeten und verelendeten Kleinbauern sowie landlosen Arbeitern führte. Das hätte zur Entwicklung einer Sklavengesellschaft wie in Griechenland führen können. Stattdessen gab es in der Geschichte Israels einige zeitweilig erfolgreiche

Versuche, solch eine Entwicklung zu verhindern. Angestoßen durch prophetische Kritik und angeleitet durch eingreifende soziale Gesetzgebung, gelang es dem Bauernvolk in der Zeit von König Josia und nochmals in der Zeit von Nehemia, einen alternativen Weg der Umkehr zu finden.

Dies wirft ein bestimmtes Licht auf den älteren Bruder, der sich darüber beklagt, dass er viele Jahre gedient und nie ein Gebot des Vaters übertreten habe (15,29). Er hat ja gearbeitet und nicht wie der Sohn eines reichen Mannes immerzu nur Feste gefeiert. Sein Problem ist also nicht so sehr ein Gebot, sondern der Neid. Damit taucht die Frage auf, wie eine alternative Wirtschaft mit den Konsumbegierden und dem verständlichen Neid derjenigen umgeht, die sich trotz harter Arbeit nur wenig leisten können. Wie lassen sich die Begierden zügeln, wenn Gandhis Spruch stimmt und es genug für jedermanns Bedürfnisse, aber nicht für jedermanns Begierden gibt? Da hilft diese Geschichte, die von einer Wirtschaft erzählt, die für alle Beteiligten „mehr als genug“ hergibt und die auf ein alternatives Fest des Teilens hinausläuft.

Patriarchalisch gesehen, ist es ein sehr untypischer Vater, der den Sohn ohne ein Wort des Protestes und der Warnung ziehen lässt. Er stemmt sich nicht gegen die Migrationsträume und das Freiheitsverlangen. Vielmehr handelt er als ein mütterlicher Vater, der sich durch Barmherzigkeit bewegen lässt, dem zurückkehrenden Sohn entgegenzueilen, ihn zu umarmen und zu küssen und nicht eine Bußpredigt zu halten. Er gebraucht seine Autorität nur, um das Fest durchzusetzen. Aber auch dazu wird der Sohn nicht gezwungen, sondern lediglich eingeladen.



## Jubeljahr

In der Erzählung klingt eine Verbindung zum Thema des Jubeljahres, das in der Synagogenpredigt in Jesu Vaterstadt Nazareth programmatisch aufgegriffen wird (4,18 f.), an. Von diesem Jubeljahr heißt es in der Tora: „Jeder von euch soll zu seinem Grundbesitz zurückkehren, jeder soll zu seiner Sippe heimkehren.“ (3. Mose 25,10–11).

In unserer Erzählung kehrt ein Sohn, der sein Erbteil verjubelt hat, zu seinem Vaterhaus zurück. Dort wird nicht gerechnet, wie der Verlust zustande gekommen war, sondern er wird vorbehaltlos wieder zu Hause aufgenommen. Im Jubeljahr hört das Rechnen auf, damit gemeinsam ein Neuanfang gemacht werden kann. Solch eine neue Praxis kommt einer Auferstehung aus der Todesökonomie gleich: „Er war tot und lebte wieder auf.“ (Vs. 24). Schuldentilgung, Freilassung, Rückkehr zum verlorenen Land und Haus – das alles sind Schritte zu einer lebensdienlichen Wirtschaft. Dies geht einher mit einer Ablehnung der Logik des exklusiven Privateigentums. „Alles, was mein ist, ist dein“, sagt der Vater zum ältesten Sohn (Vs. 31). Er sagt aber nicht, dass der Sohn jetzt aufhören sollte, sechs Tage zu arbeiten.

Solch eine Abkehr von sich totlaufenden Wegen muss gefeiert werden. Und nicht zuletzt an ihren Festen erkennen wir die radikale Differenz der beiden ökonomischen Systeme. Der reiche Mann feiert alleine, bis der Tod und die endgültige Trennung eintreten. In der alternativen Gesellschaft dagegen wird, im Vertrauen darauf, dass geteilter Segen Lebensfrüchte bringt, zusammen gefeiert. So soll nach 5. Mose 16 der ganze Haushalt fröhliche Feste feiern: „Und sollst fröhlich sein vor dem

Herrn, deinem Gott, du und dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd und der Levit [...], der Fremdling, der Waise und die Witwe [...]“ (5. Mose 16,11). Nur dann wird die Arbeit gesegnet sein (5. Mose 14,29).

Das in biblisch-theologischer Perspektive gelesene Gleichnis lässt sich mit den traditionellen Deutungen verbinden. Versteht man die Erzählung als Gleichnis vom bußfertigen Sünder und der vergebenden Liebe Gottes, so ist es wichtig, die Buße auf den Bruch mit der in Tora und Propheten anvisierten Ökonomie des Genugs, des Sabbats zu beziehen. Deutet man den älteren Bruder als Repräsentant Israels und den jüngeren als Vertreter der Heidenchristen, dann wäre die Geschichte als Herausforderung anzusehen, den römischen „way of life“, d. h. die Fernstraßen der globalen Ausbeutungs- und Verschwendungsökonomie, zu verlassen und den durch Tora und Propheten gewiesenen Lebensweg einzuschlagen.

## Hoffnung der Verlierer

Die neoliberale Botschaft lautet: Greife deinen Anteil! Kümmere dich nicht um die Verlierer und akzeptiere dein Schicksal, falls Niederlage oder Ausgrenzung dich treffen! In einem solchen Kontext hilft die Geschichte vom verlorenen Sohn über die Frage nachzudenken, ob eine alternative Entwicklung möglich ist. Ich denke dabei an die Kleinbauern Indiens, die den Weg für die Agrobusiness-Giganten freimachen sollen, an notgedrungene Migration oder auch an die Kollateralschäden der EU-Osterweiterung, die voraussichtlich viele Kleinbauern von ihrem Land vertreiben wird. Ein Schicksal, das Millionen trifft. Was tun? Abschreiben? Ihnen sagen: Dies ist das Ende!? Oder geben wir den Zapatisten Recht, wenn

sie „basta“ bzw. „genug davon“ sagen und behaupten, dass eine andere Welt mit einer lebensdienlichen Wirtschaft möglich sei?



Bas Wielenga

Begreifen wir, denen es kurzfristig noch relativ gut geht, dass wir gleichfalls angesprochen sind? Du, Ihr! Seht Ihr nicht, dass das, was heute auf den Märkten der Welt gespielt wird, nicht überlebensfähig ist? Seht doch die Plagen und Krisen der Hightech-Landwirtschaft und was sich sonst an Desasters anbahnt! Da hilft nur Buße und Umkehr. Und das heißt nicht zuletzt, Solidarität mit den Verlierern zu üben, sie nicht abzuschreiben, ihre Stimmen zu unterstützen, von ihrem reichen Erfahrungswissen zu lernen und sie nicht als bloße Opfer, sondern als Lebenskünstler zu behandeln. Lasst uns zusammen mit ihnen Schritte in Richtung einer lebensdienlichen Sabbatökonomie versuchen!

## Bas Wielenga

hat viele Jahre in Indien am Tamilnadu Theological Seminary unterrichtet. Er lebt und arbeitet in Madurai (Indien) und Berlin.